

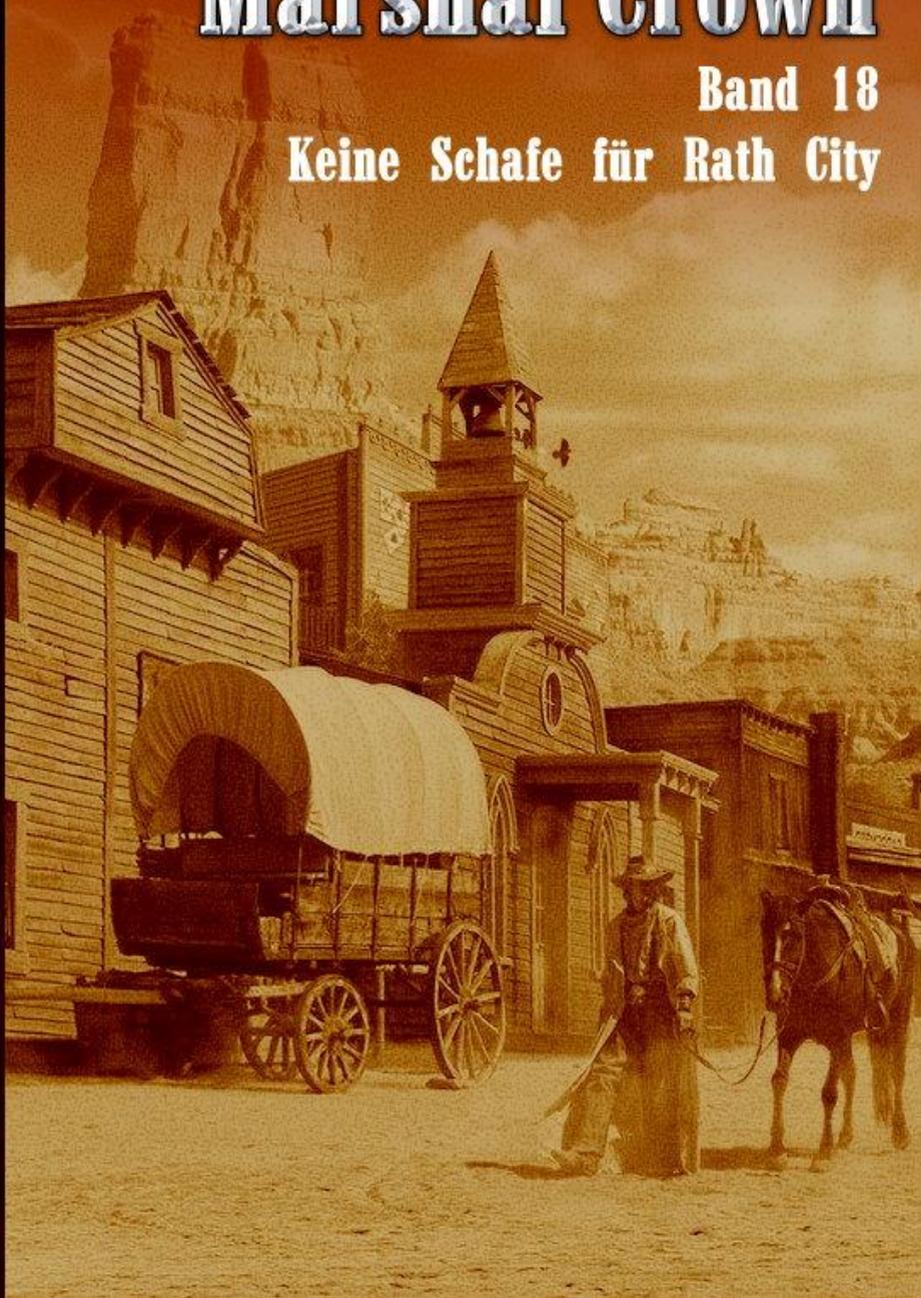


**C. C. Slaterman**

# **Marshal Crown**

**Band 18**

**Keine Schafe für Rath City**



**WESTERNSERIE**





C. C. Slaterman

**Marshal Crown**

Keine Schafe für Rath City

Western

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2017 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2017 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Keine Schafe für Rath City

Der scharfe Nordwind heulte wie ein hungriger Wolf über das Land am Red River. Er stieß und zerrte an den blattlosen Dickichten der Bruchkirschensträucher, die das nördliche Flussufer säumten, raschelte in den Baumwipfeln junger Pinien und trieb fast mannshohe Tumbleweedkugeln<sup>1</sup> wie Spielzeugbälle vor sich her.

Kurz vor Mitternacht, als der Sturm allmählich nachließ, tanzten die ersten Schneeflocken in der eiskalten Luft. Doch auch sie konnten den durchdringenden Geruch nicht vertreiben, der seit Tagen über dem Nordufer des Flusses lag.

Der beißende Gestank der Schafe hatte sich förmlich in das Land hineingebrannt.

Unweit jener Stelle, wo der Sweetwater Creek in den Red River mündete, lagen Hunderte dieser Tiere dicht zusammengedrängt auf dem hart gefrorenen Boden, um sich gemeinsam durch ihre Nähe und mit ihrem dichten Fell gegen die Kälte und den eisigen Wind zu schützen.

Etwa einen Steinwurf von der Herde entfernt loderten gelbrote Flammenzungen in den Nachthimmel. Fünf Männer, Navajo Indianer, hatten sich um das Lagerfeuer ihres Camps geschart. Sie hatten sich ihre bunt gewebten Decken um die Schultern gelegt, hockten vor dem Feuer, genossen die Wärme, unterhielten sich und rauchten ihre Pfeifen.

Haskeh, der Anführer der Gruppe, wollte sich gerade etwas von dem Kaffee nachschenken, der vor ihm in einer Kanne am Feuer leise vor sich hinblubberte, als der große

---

<sup>1</sup> Verdorrte Dornenbüsche, die sich zu mannshohen, großen Kugeln verfilzt hatten. Ein Phänomen, das gerade in diesem Teil von Texas und auch in der Brasada häufig auftritt.

Hund zu seinen Füßen unvermittelt zu knurren begann.

Das Tier begleitete den Indianer fast schon ein halbes Jahrzehnt bei seinen Wanderungen mit den Schafen, deshalb wusste der Navajo sofort, dass etwas nicht in Ordnung war.

»Wer hat Wache?«

Die Unterhaltungen der Männer verstummten augenblicklich.

»Juan«, sagte einer von ihnen. »Warum fragst du?«

In diesem Moment stand der Hund auf. Die Muskeln an seinen Hinterläufen und am Hals spannten sich. Das Tier legte den Kopf schief und schien irgendwelchen Geräuschen zu lauschen, die selbst Haskehs scharfen Ohren verborgen blieben.

Das Knurren aus seiner Kehle wurde immer lauter.

Dann peitschte ein Schuss durch die Nacht.

Die Männer schälten sich blitzartig aus ihren Decken und nahmen ihre Gewehre hoch, indes der Hund wie von einem Katapult abgeschossen losrannte. Kaum war er in der Dunkelheit verschwunden, hallte sein wütendes Bellen durch die Nacht.

Wieder krachte ein Schuss.

Die Schafe begannen unruhig zu werden.

Jedem der Navajos war klar, warum die Schüsse gefallen waren.

Wieder einmal wurden sie gejagt. Gejagt von den Männern der Rinderzüchter, die sie hassten wie die Pest und gnadenlos verfolgten, wo immer sie auf sie trafen.

Inzwischen krachten pausenlos Schüsse.

So schnell sie konnten, rannten Haskeh und die anderen Schäfer mit weit ausgreifenden Schritten auf ihre Herde zu.

Sie wussten, dass jeder Schuss ein totes Tier bedeutete.

Als sie die Bodensenke erreichten, in der die Herde sich niedergelassen hatte, brachen fünf Gestalten aus den umliegenden Büschen hervor.

Haskeh stieß einen Schrei aus und warf sich zur Seite.

Fast gleichzeitig krachten mehrere Gewehre. Wut erfüllte den Navajo, als er sah, wie die Kugeln den Boden dort durchpflügten, wo er noch vor wenigen Sekunden gestanden hatte.

»Mörder!«, durchzuckte es ihn.

Mit einer einzigen fließenden Bewegung riss er sein Gewehr an die Wange, zielte und schoss. Der vorderste der Angreifer wurde von der Kugel in den Leib getroffen. Der Aufprall des großkalibrigen Geschosses wirbelte ihn einmal um die Achse. Er torkelte noch einen Schritt zur Seite, blieb für die Länge eines Herzschlags zusammengekrümmt stehen und fiel dann wie vom Blitz getroffen zu Boden.

»Eh-ho-jay<sup>2</sup>, lasst uns die weißen Hunde töten!«, sagte Nesjaja, der Mann, der neben Haskeh hinter einem Busch lag. Was er noch sagte, ging im Donnern der Schüsse unter, die die Unbekannten jetzt auf ihre Deckung abfeuerten. Die Navajos pressten ihre Gesichter auf den hart gefrorenen Boden, während das Gewehrfeuer der dunklen Gestalten wirkungslos über sie hinwegging. Als die Angreifer ihre Waffen nachladen mussten, erwiderten sie ihrerseits das Feuer. Gleich mit einer von ihren ersten Kugeln erwischten sie einen der Angreifer in der Schulter und dann eines ihrer Pferde.

Im selben Moment verstummten die Schüsse.

---

<sup>2</sup> Navajo-Dialekt, bedeutet frei übersetzt: Los geht's

Sekundenlang herrschte eine bedrückende Stille. Dann war der Hufschlag eines Reitertrupps zu hören, der sich rasch entfernte. Was zurückblieb, waren über zwei Dutzend tote Tiere und Juan, der Wachposten, der mit einer hühnereigroßen Beule am Kopf unweit der Herde am Boden lag.

\*\*\*

Langsam versank die Sonne im Westen und überzog das frostklamme Land mit ihrem purpurnen Licht. Unaufhaltsam kroch die Dämmerung durch die Straßen und Gassen von Rath City, die wie leer gefegt waren.

Es war wie immer Anfang November, wenn das hektische Viehgeschäft sein Ende gefunden hatte und auf den Ranches die Cowboys bis auf die Stammmannschaft in die Winterarbeitslosigkeit geschickt wurden.

Sämtliche Häuser, egal ob Tanzbuden, Saloons, Spielhallen oder die Bordelle, die vom Frühjahr bis in den Herbst hinein Tag und Nacht von pulsierendem Leben erfüllt waren, sie alle wirkten jetzt wie ausgestorben.

Nur im Gebäude der Red River Cattleman Association ging es scheinbar noch hoch her.

Sloan Dog Henderson, einer der Gründer der Viehzüchtervereinigung, stand breitbeinig am Nordende des Tisches, der sich in der Mitte des Versammlungsraumes befand. Seine Zigarre wanderte ständig von einem Mundwinkel in den anderen.

Er war ein kurzbeiniger, kaum mittelgroßer Mann, der mit seinem kantigen Schädel, dem herausfordernd vorgeschobenen Kinn und der platten Nase unwillkürlich an eine

Bulldogge erinnerte, was auch seinen Beinamen erklärte. Seine Eigenschaft, dass er sich einmal in eine Sache festgebissen, von nichts und niemanden mehr von seinem Weg abringen ließ, hatte ebenso dazu beigetragen wie seine unduldsame Härte.

Während er seinen Blick über die anwesenden Männer schweifen ließ, die sich heute Abend hier versammelt hatten, wippte er ungeduldig auf den Stiefelabsätzen.

»Ich weiß gar nicht, warum ihr euch über meinen Vorschlag so aufregt«, sagte er unbeeindruckt vom Murren und Fluchen der anderen. »Tatsache ist doch, dass jeder von uns durch den trockenen Sommer in diesem Jahr Hunderte, wenn nicht sogar Tausende von Rindern verloren hat. Was machen wir, wenn der Winter genauso kalt wird, wie der Sommer heiß war? Noch einmal zusehen, wie unsere Rinder verrecken, noch einmal einen Kredit bei der Bank aufnehmen? Ich sage Nein! Wir müssen gemeinsam neue Wege gehen und dazu gehört auch, dass wir uns mit dem Thema Schafe beschäftigen sollten.«

»Das kannst du vergessen, Sloan«, sagte Clay Fisher, ein Rancher vom Canadian River. »Das hier ist Rinderland und wird auch Rinderland bleiben. Das war schon immer so.«

»Das ist genau das, was wir ändern müssen«, widersprach ihm Henderson. »Wir sollten endlich die alten Zöpfe abschneiden. Wir dürfen nicht in Ehrfurcht vor dem verharren, was einmal war. Wir müssen weiterdenken! Stillstand bedeutet Rückstand, das sollte jedem von uns klar sein, dafür sind wir doch schließlich alle Geschäftsleute, oder?«

Ein Raunen ging durch die Reihen der Männer und alle redeten plötzlich wild durcheinander.

Das Stimmengewirr wurde lauter und lauter, bis Richard Anderson, ein grauhaariger Cattle King und einer der einflussreichsten Rancher der Gegend, in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Viehzüchtervereinigung seine flache Hand auf den Tisch des Versammlungsraumes klatschte.

Augenblicklich herrschte eine geradezu unnatürliche Stille.

»Meine Herren, ich bitte Sie um Mäßigung. Lassen Sie Mister Henderson doch weiterreden, sodass wir zu einem vernünftigen Abschluss kommen. Es stehen nämlich noch zwei weitere Punkte auf der Tagesordnung.«

»Na und?«, rief einer aus der Runde.

Irgendjemand lachte.

Anderson lächelte mit der Weisheit seines Alters. »Ich weiß zwar nicht, wie du darüber denkst, Glenn, aber ich für meinen Teil möchte schon noch gerne vor Mitternacht ins Bett kommen.«

»Du vielleicht, mir macht das nichts aus. Ich habe nicht vor, mein bisschen Leben auch noch zu verschlafen. Das ist eben der Unterschied zwischen dir altem Knochen und mir.«

»Mag sein, aber ich habe morgen wieder einen anstrengenden Tag vor mir. Und was bringt es, wenn ich mir die Nacht auch noch um die Ohren schlage? Nichts außer Müdigkeit, Augenringe und schlechte Laune und das will ich nicht, denn sonst sehe ich bald so aus wie du!«

Das Gelächter, das danach durch den Raum brandete, war ohrenbetäubend. Der Mann, den Anderson mit Glenn angeredet hatte, wurde puterrot, verschränkte die Arme vor dem Bauch und vermied es den Rest des Abends, auch nur noch ein Wort von sich zu geben.

Nachdem sich die Gemüter wieder etwas beruhigt hatten, nickte Anderson Dog Sloan aufmunternd zu.

»Also weiter im Text. Mister Henderson will uns bestimmt noch mehr zu diesem Thema erzählen.«

»Das ist richtig«, sagte dieser und legte den Kopf zurück. »Nur mal so als Beispiel: Wenn wir eine Herde von nur ein-tausend Tieren den Winter über am Oberlauf des Red Ri-vers grasen lassen, ist diese spätestens im Frühjahr das Dreifache von dem wert, was wir hineingesteckt haben. Unsere Rinder würden bei dem bisschen Gras, das es dort gibt, verhungern, wenn sie nicht schon vorher erfroren sind. In dieser Gegend gibt es kaum Sträucher und Büsche, geschweige den Felsen, hinter denen die Tiere bei einem Schneesturm Schutz suchen können. Den Schafen macht so etwas nichts aus, im Gegenteil, wenn wir das Raubzeug von ihnen fernhalten, wird sich ihre Anzahl kaum verrin-gern und ihr Gewicht bleibt auch dasselbe. Dazu kommen noch ständig neue Lämmer. Auch die Wolle ist ein Aspekt, den wir nicht außer Acht lassen sollten. Allein in den letz-ten zwei Jahren ist der Preis dafür um fast 20 Prozent ges-tiegen. Das ist eine Rendite, die kann man nicht so einfach unter den Tisch kehren.«

»Bei deinen Rechenbeispielen scheint du aber etwas ver-gessen zu haben«, sagte Fisher. »Das hier ist Rinderland, hier leben Menschen, bei denen allein schon das Wort Schaf-e genügt, um sie zur Waffe greifen zu lassen. Also vergiss diese Schnapsidee, außerdem wird dir sowieso keiner auch nur einen Inch Weideland abtreten, damit du darauf deine Schafe weiden lassen kannst.«

»Das muss auch niemand. Soviel ich weiß, ist das Land dort oben Regierungsland. Also könnte man die Schafe

dort weiden lassen, ohne jemandem auf die Füße zu treten«, erwiderte Henderson.

»Er scheint schwerhörig zu sein«, sagte Fisher, während er sich an den Rest der anwesenden Viehzüchter wandte. »Er will einfach nicht begreifen, dass es in diesem Land keinen Platz für Schafe gibt.«

»Yeah«, stimmte ihm ein anderer Mann zu. Amos Haggard war ein kleiner, schwächtiger Mann mit einem schmalen, glatten Gesicht und einem sorgfältig gestutzten Oberlippenbärtchen. Der Viehzüchter hatte sich am Unterlauf des Red Rivers, dort wo der Sweetwater Creek in ihn überging, im Laufe der Jahre einen beachtlichen Besitz erarbeitet. In der Hauptsaison hatten fast zwei Dutzend Cowboys ihren Namen auf den Kochkessel seiner Ranch geschrieben.<sup>3</sup>

»Wo diese Wollschwänze weiden, wächst für viele Jahre nicht mehr genug, um damit Rinder zu ernähren. Außerdem zertrampeln sie die Grasnarbe und der Gestank, den sie verbreiten, ist unerträglich. Clay hat recht, vergiss die Sache, Sloan!«

»Das kann ich nicht, dazu habe ich schon viel zu viel in diese Idee investiert.«

»Wie meinst du das?«, wollte Haggard wissen.

»Ich werde einen Versuch wagen, ob mit oder ohne euch. Ich habe es mir lange überlegt, aber schließlich habe ich mir doch eine Herde gekauft. Sie wird in etwa einer Woche am Oberlauf des Red Rivers eintreffen. Etwa eintausend Tiere und ein halbes Dutzend Navajos.«

---

<sup>3</sup> Diese Redewendung zusammen mit dem Namen der Ranch war damals die allgemein übliche Antwort auf die Frage, wo man Arbeit gefunden hatte.

Amos Haggard saß scheinbar zufrieden hinter seinem wuchtigen Schreibtisch aus Kirschbaumholz, den er sich extra im Osten hatte anfertigen lassen, obwohl er im Moment absolut keinen Grund dazu hatte.

Nichts war so gelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte.

Das wussten auch die drei Männer, die vor dem Schreibtisch standen, und hatten deshalb in Erwartung des kommenden Donnerwetters bereits vorsorglich die Köpfe eingezogen.

Die Standpauke ließ auch nicht lange auf sich warten.

»Prima, wie ihr das gemacht habt, wirklich prima! Respekt! Ihr seid wirklich ein toller Haufen.«

Klangen die Worte aus dem Mund von Haggard anfangs noch freundlich und zuvorkommend, so wurden sie mit jedem weiteren Satz immer zynischer und verachtender.

»Ihr gottverdammten Idioten, was habt ihr euch eigentlich dabei gedacht? Dass dies alles nur ein großer Spaß ist? Ein Sonntagsausflug?«

»Nein, natürlich nicht.«

»So, und warum habt ihr die Sache dann in den Sand gesetzt? Dümmer wie ihr kann man sich nicht anstellen!« Haggard war aufgestanden und stützte sich mit beiden Händen auf dem Schreibtisch ab. Das Antlitz des Ranchers hatte sich inzwischen in eine wutverzerrte Fratze verwandelt. Sein Gesicht war feuerrot, seine Augen schossen Blitze und ihm stand im wahrsten Sinne des Wortes der Schaum vor dem Mund.

»Eigentlich dachte ich, dass meine Cowboys richtige Kerle sind. Wenn ich die losschicke, erledigen sich die Probleme.«

me mit diesen Rothäuten und ihren Schafen von alleine. Aber da habe ich wohl falsch gedacht!«

Während seine beiden Begleiter betreten zu Boden blickten, nahm Matt Brown, der vorderste des Trios, den Kopf hoch und blickte Haggard trotzig in die Augen.

»Ich weiß, dass wir Scheiße gebaut haben, Boss. Aber so einfach war die Sache nicht.«

»Ach ja, und warum nicht, wenn ich fragen darf?«

»Das waren keine zahnlosen Indianer, die Schafe hüten, das waren sechs Navajo mit Winchestergewehren und einem Hund, der so groß war wie ein Kalb. Sie schossen wie die Teufel, kaum dass wir die ersten Schafe erwischt hatten. Jetzt ist Angus tot und Billy liegt drüben im Bunkhouse und lässt sich von unserem Pfannenschwenker gerade eine Kugel aus der Schulter pulen. Die lassen sich nicht so leicht einschüchtern, wie Sie sich das vorgestellt haben.«

Haggard ließ sich in seinen Sessel zurückfallen und brühte einen Moment lang nachdenklich vor sich hin. Man konnte förmlich sehen, wie es hinter seiner Stirn zu arbeiten begann. Schließlich zog er eine Zigarre aus der Brusttasche seiner Cordjacke und biss die Spitze ab.

Immer noch nachdenklich entzündete er ein Streichholz am Daumnagel und hielt die kleine Flamme solange an das Ende der Zigarre, bis sie zu glühen anfang.

»Okay«, sagte Haggard, dessen Gesicht nach zwei, drei hektischen Zügen im Tabaksqualm kaum noch zu erkennen war. »Dann werden wir die Zügel ab sofort wohl etwas straffer anziehen müssen. Gott sei Dank kenne ich dafür die richtigen Leute.«

Als der Rancher die fragenden Blicke der Cowboys bemerkte, wedelte er ungeduldig mit der Hand. »Geht jetzt,

ich bekomme gleich Besuch. Danach reden wir weiter.«

Betreten verließen Matt Brown und die beiden anderen Cowboys das Wohnhaus des Ranchers. Keiner von ihnen sprach ein Wort, während sie zum Bunkhouse hinüber liefen. Dort angekommen wollte Matt gerade die Tür des Mannschaftshauses hinter sich ins Schloss ziehen, als Hufschlag ertönte. Neugierig drehte er den Kopf und blieb abwartend im Türrahmen stehen.

Kurz darauf kam ein Reiter auf den Hof. Obwohl Brown den Mann noch nie gesehen hatte, war er ihm bereits nach dem ersten Blick unsympathisch. Er war genauso ungepflegt und zerlumpt wie sein magerer Cayusehengst, trug eine fadenscheinige Uniformhose der ehemaligen Südstaatenarmee, ein fleckiges, ausgebleichtes Hemd und Stiefel mit schief gelaufenen Absätzen. Die Winterjacke war an den Ärmeln abgeschabt und die Seitentaschen eingerissen. Der Mann war hager und unrasiert. Um die Hüften trug er einen alten Waffengurt aus brüchigem Leder. Das einzig Gepflegte an ihm schien sein Colt zu sein.

Der Walnussholzgriff des 61er New Modell Navy, der sorgfältig eingeölt war, ragte wie ein Geierschnabel aus dem Halfter, das von Hand abgeändert war. Der Mann, oder jemand anderes, hatte den ganzen oberen Teil des Holsters bis etwa zur Mitte der Revolvertrommel abgeschnitten, wodurch die Waffe mit Abzugsbügel, Stoßboden und Hahn völlig frei lag.

Matt verspürte plötzlich ein seltsames Ziehen in der Magengegend. Nur Kopfgeldjäger oder Revolverhelden trugen ein solches Holster.

Was zum Teufel hatte sein Ranchboss Haggard mit diesem Kerl zu schaffen?

War er der angekündigte Besuch?

Matt wusste es nicht, aber er wusste, dass in diesem Moment ein Killer auf den Hof der Swinging Diamond Ranch gekommen war.

Mit einem schnellen Schritt trat er aus dem hell erleuchteten Eingang des Mannschaftshauses heraus und duckte sich in den Schatten des Vordaches. Neugierig beobachtete Matt, wie der Mann sein Pferd vor dem Ranchhouse zügelte und langsam aus dem Sattel glitt. Mit der Geschmeidigkeit einer Raubkatze bewegte sich der Mann auf das Haus zu. Seine Rechte lag dabei die ganze Zeit über dem Colt, bis er den Vorbau betreten hatte und an die Eingangstür klopfte.

Es dauerte keine Minute, bis ihm Haggard höchstpersönlich öffnete.

»Wow, ich hätte nicht gedacht, dass Sie es heute tatsächlich noch schaffen, hierher zu kommen.«

»Ihre Sache! Ich pflege mein Wort immer zu halten.« Die gedämpfte Stimme des Mannes klang ungewöhnlich rau.

»Wie sieht es aus, haben Sie das Geld oder muss ich weiterreiten? Ich habe da nämlich noch zwei andere Eisen im Feuer.«

Haggard nickte, wühlte einen Moment lang in seiner Hosentasche und brachte schließlich ein Bündel Dollarnoten zum Vorschein, das fast so groß wie eine Kinderfaust war. Der Hagere warf einen prüfenden Blick auf das Geld, nickte und verstaute es in seiner Hosentasche.

»Okay Haggard, dafür erschieße ich dir sogar Jesus Christus, wenn es sein muss.«<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Dieser Satz entspringt keineswegs der Fantasie des Autors. Ähnliche

»Dann komm rein.«

Die knappe Aufforderung des Ranchers war alles, was Matt noch hörte. Dann tauchten beide in das Innere des Hauses ein.

\*\*\*

An diesem Morgen herrschte im Office des Town Marshals von Rath City eine seltsame gedrückte Stimmung, obwohl die äußeren Umstände eigentlich keinen Grund zur Besorgnis gaben. Die Viehsaison war zu Ende, der Großteil der Cowboys befand sich in den Winterquartieren oder ritt auf der Futterstrecke und die Siedler waren damit beschäftigt, letzte Vorräte einzulagern und ihre Häuser schneefest zu machen.

Jim und Smoky konnten also geruhsamen Tagen entgegensehen, wenn da nicht gewisse Sattelgerüchte durch die Stadt gegeistert wären.

»Du siehst das Ganze viel zu schwarz«, sagte Smoky, stellte die Kaffeetasse auf den Tisch zurück und holte aus der Seitentasche seiner Kalbfellweste sein Rauchzeug hervor. »Die Viehzüchtervereinigung wird Henderson sicherlich noch umstimmen.«

»Das glaube ich kaum«, erwiderte Josuah Miles. Der Pferdezüchter war einer der besten Freunde Crowns. Die bei-

---

Worte sind historisch verbürgt. William Billy Thompson, der kleine Bruder des berühmten Revolverhelden Ben Thompson, erschoss am 15. August 1873 im Suff C. B. Whitney, den Sheriff von Ellsworth, auf offener Straße. Als ihn sein Bruder fragte, warum er das getan hatte, sagte Billy: »Ich hätte selbst Jesus Christus erschossen.«

den hatten schon einiges zusammen erlebt.<sup>5</sup>

Sie sahen sich nur ziemlich selten, weil seine Ranch etliche Tagesritte von der Stadt entfernt war. Miles kam nur einmal im Monat in die Stadt, um seine Einkäufe zu tätigen, oder so wie gestern, als ihn die Viehzüchtervereinigung aufgefordert hatte, an einer wichtigen Versammlung teilzunehmen.

Eigentlich wollte er sich an diesem Morgen nur noch schnell von Jim verabschieden, bevor es wieder nach Hause ging, aber die Gerüchte, die seit dem Ende der Versammlung durch Rath City gingen, machten ihm einen gehörigen Strich durch die Rechnung.

»Wie meinst du das?«

»Dog Sloan hat nicht einfach nur so dahergeredet, sondern das, was er sagt, hat wirklich Hand und Fuß. In Arizona und Neu Mexiko verdienen sie sich mit den Schafen inzwischen tatsächlich eine goldene Nase. Er wird seine Sache durchziehen, ob es den anderen Viehzüchtern passt oder nicht.«

»Schön und gut, aber warum funktioniert das bei uns nicht?«

»Weil es keinen dickköpfigeren Menschen gibt als einen texanischen Rancher. Ich denke da nur an Fisher oder Haggard, diesen kleinen Giftpilz, der schon seit Monaten gegen jeden Beschluss der Viehzüchtervereinigung stänkert. Ich frage mich sowieso schon lange, warum der überhaupt noch Mitglied bei uns ist. Der kocht dauernd sein eigenes Süppchen.«

---

<sup>5</sup> Siehe Band 4: Killerfährte

»Das heißt also, es gibt Ärger?«

»Ich fürchte ja, Jim«, sagte Miles. »Wenn nicht hier in der Stadt, dann auf jeden Fall draußen, wo Sloan seine Herde campieren lässt.«

»Teufel, und was willst du dagegen unternehmen?«, fragte Smoky, der vor lauter Aufregung ob der Situation seine Pfeife noch immer nicht angezündet hatte.

»Keine Ahnung! Auf jeden Fall werde ich mich nicht verrückt machen lassen. Wenn die Schafe da sind, sehen wir weiter.«

Smoky schüttelte den Kopf und packte das Rauchzeug wieder ein.

»Deine Ruhe möchte ich haben.«

\*\*\*

Sonntag in Rath City.

Rufus O'Keefe, die irische Faust Gottes, stand auf seiner Kanzel und schlug seinen Schäfchen gerade die Zehn Gebote wie nasse Waschlappen um die Ohren, während aus den Häusern der ehrbaren Bürgerschaft der Duft von Braten und Gemüse auf die Straße drang.

Es war kurz vor Mittag.

Die Sonntagsschule war zu Ende und in der Stadt schlossen die letzten Geschäfte ihre Pforten.

Es war die Zeit, in der selbst im Golden Palace Saloon der Hund begraben war. Statt in Zweierreihen standen kaum eine Handvoll Männer vor der Theke.

Jo, der Barkeeper, putzte die Gläser und Willy, der Klavierspieler, lehnte an seinem Instrument und schlürfte genüsslich sein Bier aus einem großen Glas.

Jonny Dixon, ein Berufsspieler, der hier einen der Spieltische gemietet hatte, saß im hintersten Winkel des Saloons und spielte in Ermangelung eines Partners mit sich selbst irgendein Kartenspiel.

Außer dem Murmeln der Männer, dem Klirren von Gläsern und dem Geräusch, wenn Dixon seine Karten mischte, war minutenlang nichts zu hören.

Jo gähnte herzhaft.

In diesem Moment klatschte einer der Männer am Tresen seine Hand auf die Theke, dass es nur so knallte.

Die anderen schreckten hoch.

»Verdammt Willy, sind wir hier auf einem Begräbnis? Hau gefälligst in die Tasten! Los, ich will was hören!«

»Okay Frank«, sagte der Klavierspieler froh über die Unterbrechung. Er war nämlich selber kurz davor einzuschlafen. »Was soll es denn sein?«

»Wie wäre es mit *The Old Chisholm Trail*. Das kennt jeder. Dann kommt endlich wieder Leben in die Bude.«

Willy nickte, setzte sich an seinen Klimperkasten und spielte die ersten Akkorde an. Kurze Zeit später stimmten die ersten rauen Männerkehlen ein.

»Come along, boys, and listen to my tale. I'll tell you of my troubles on the old Chisholm trail. Coma ti yi youpa, youpa yea ...«

Die Männer waren gerade in den Refrain übergegangen, als sich die Flügel der Schwingtüren bewegten und ein Mann den Saloon betrat.

Kein Cowboy, sondern ein Navajo. Ein Schafhirte, wie die Männer unschwer an seinem Geruch erkennen konnten.

Willy hörte auf zu spielen und in dem Saloon wurde es von einer auf die andere Sekunde still.

Der Mann, ein breitschultriger, wettergegerbter Indianer, schritt gelassen auf die Theke zu.

»Ein Bier bitte.«

Obwohl er ein Gemisch aus Spanisch, Amerikanisch und Navajo sprach, konnte ihn der Barkeeper verstehen. Dennoch putzte Jo weiterhin Gläser.

»Ich habe gesagt, ich hätte gerne ein Bier.«

»Ausverkauft.«

»Dann geben Sie mir einen Whisky«, sagte der Navajo lächelnd.

»Ausverkauft.«

»Und was ist mit einem Glas Wasser?«

»Auch alle.«

Jo hatte kaum ausgedet, als ihn der Mann über die Theke hinweg zu sich auf den Tresen riss und ihm die Klinge seines Messers unter das Kinn hielt. Das Lächeln des Navajo war wie weggewischt. »Es gibt in diesem Laden also nichts mehr zu trinken. Ist das richtig?«, sagte der Mann und verstärkte den Druck seiner Messerklinge.

Der Barkeeper hielt die Luft an und bemühte sich krampfhaft, nicht zu nicken. Bevor er aber etwas sagen konnte, mischte sich einer der Männer an der Theke in das Geschehen ein.

»Hast du nicht gehört? Für Leute wie deinesgleichen gibt es hier nichts. Nicht mal Hundepisse! Und jetzt lass Jo los, der kann am wenigsten dafür!«

Der Indianer nickte und steckte sein Messer wieder in den Gürtel zurück. Er hatte eingesehen, dass er hier auf keinen Fall etwas zu trinken bekam.

Als der Navajo den Kopf drehte, blickte der Mann Beifall heischend in die Runde und sagte: »Aber ich will nicht un-

menschlich sein. Bevor du uns hier verdurstest, kannst du gerne noch was von meinem Bier haben.«

Bevor der Indianer reagieren konnte, schüttete ihm der Mann den Inhalt seines Glases ins Gesicht.

Die anderen Gäste lachten.

Der Navajo reagierte mit der Wildheit einer Klapperschlange, der man auf den Schwanz getreten war. Seine Faust stieß nach vorne und traf den Mann genau auf den Punkt. Der Mann ächzte, fiel seitlich gegen die Theke und rutschte daran hinunter. Bevor die anderen reagieren konnten, drehte sich der Navajo um und lief aus dem Saloon.

Haskeh, denn niemand anderes war der Navajo, war sich darüber im Klaren, dass, selbst wenn er den Kampf gewinnen sollte, er keine Chance hatte, ungeschoren davonzukommen.

Nicht in einer Rinderstadt.

Er schwang sich auf sein Pferd und ritt aus der Town, in dessen hinter ihm die Männer aus dem Saloon stürmten und die Waffen hochnahmen, um ihm ihr heißes Blei nachzuschicken.

Aber bis sie ihre Colts aus dem Halfter hatten, war Haskeh schon längst außer Schussweite.

Wütend stapften die Männer zurück in den Saloon.

\*\*\*

Jim Crown war noch keinen Tagesritt von Rath City entfernt, als er vor sich das Blöken unzähliger Schafe vernahm.

Unwillkürlich zuckte der Marshal zusammen. Er hätte nie gedacht, dass die Tiere bereits so nahe an die Stadt herangekommen waren.

Je lauter das hilflos klingende Blöken der Schafe wurde, umso mehr sah er sich darin bestätigt, dass sein Entschluss richtig war, nach den Ereignissen im Golden Palace Saloon sofort loszureiten, um sich einen Überblick über die Lage zu verschaffen.

Außerdem musste er mit dem Navajo ein paar Takte reden.

Gewiss, es war nicht in Ordnung, wie man mit ihm im Saloon umgesprungen war, aber deshalb musste man nicht gleich ein Messer ziehen. Jim musste kein Marshal sein, um sich vorstellen zu können, was alles hätte passieren können, wenn es dem Indianer nicht gelungen wäre, aus dem Saloon zu fliehen. Allein der Gedanke daran ließ Jim unwillkürlich frösteln.

Crown ließ noch einmal seinen Blick über das Land schweifen und lenkte dann sein Pferd zufrieden auf die Schafherde zu.

Wie ihm sein Rundumblick gezeigt hatte, war das Land, auf dem sich die Tiere vorwärts bewegten, Regierungsland. Wenigstens von der Seite her gab es keine Probleme mit irgendwelchen Landbesitzern.

Als er die haushohe Felsengruppe umritt, hinter der die Überlandstraße nach Fort Elliott verlief, wurde der scharfe Gestank der Tiere immer stärker und ihr ständiges Mäh, Mäh immer lauter.

Sein Pferd begann unruhig zu werden, aber Crown hatte den Buckskin völlig unter Kontrolle. Kurz darauf erkannte er vor sich eine blökende, bestimmt tausendköpfige Schafherde, die wie eine schmutzig-weiße Welle über den Overland Trail flutete.

Sloan Henderson ritt wie ein Feldherr an der Spitze, wäh-

rend links und rechts jeweils zwei Navajo die Tiere begleiteten. Am Ende der Herde entdeckte er zwei weitere Indianer sowie einen riesigen Hund. Aber als er nach Osten blickte, sah er noch etwas anderes.

Dort hatten sich im Schutz zweier Pecanbäume acht oder neun Weidereiter versammelt. Der Marshal machte sich nicht die Mühe, die Reiter genau zu zählen, es genügte ihm zu sehen, dass jeder von ihnen ein Gewehr in den Händen hielt.

Er war noch etwa eine Viertelmeile von der Herde entfernt, als die Reiter ihre Pferde um die Bäume herumlenkten und genau auf Sloan zuhielten.

Crown sog die Luft scharf durch die Nase und wurde ernst. Ihm kam es vor, als könnte er den aufkommenden Ärger förmlich riechen.

Mit einem Zügelschlag machte er seinem Buckskin Beine, aber die Auseinandersetzung war schon in vollem Gange, bis er die Herde erreicht hatte.

»... und deshalb werdet ihr jetzt umdrehen und eure stinkenden Viecher wieder dorthin treiben, wo ihr hergekommen seid! Oder bei Gott, hier wird gleich jede Menge Schafblut fließen!«

Als der Marshal die letzten Worte des vordersten Weidereiters vernommen hatte, wusste er, dass, wenn nicht noch ein Wunder geschah, ein Kampf unvermeidlich war.

Deshalb drängte er sein Pferd rücksichtslos zwischen die beiden Parteien, drehte sich im Sattel und verteilte mit der Kolbenplatte seines Gewehres ein paar schmerzhaft Schläge an zwei der Reiter, die ihn am Eingreifen hindern wollten.

Einer von ihnen kreischte, schwankte im Sattel und hielt

die Hand vor seine blutende Nase, während der andere lautlos nach hinten fiel und aus dem Sattel rutschte. Derweil hatte Crown den Abzug seines Gewehres gespannt und ließ die Mündung vor den anderen hin und her wandern. Es war kein Zufall, dass er dabei auf die Bäuche der Männer zielte.

»Sobald auch nur einer von euch zur Waffe greift, drücke ich ab!«, sagte er hart.

»Bist du jetzt völlig übergeschnappt?«, keuchte einer der Weidereiter völlig überrascht. Er kannte den Marshal persönlich und deshalb lag in seinen Augen ein Ausdruck grenzenlosen Erstaunens. »Seit wann schlägt sich der Marshal einer Rinderstadt auf die Seite von stinkenden Schafhirten? Himmel, Jim, das hier ist doch nicht dein Ernst, oder?«

»Oh doch, Jimmyboy«, erwiderte Crown und fasste den Cowboy scharf ins Auge. »Solange ich den Stern trage, werdet auch ihr euch an das Gesetz halten. Warum kehrt ihr nicht erst einmal vor eurer eigenen Tür? Lasst die Schäfer doch zum Oberlauf des Flusses ziehen.«

»Sie wissen ja nicht, was Sie da reden, Marshal«, mischte sich ein anderer Weidereiter in den Disput ein. Es war jener Mann, den Crown mit dem Gewehrkolben aus dem Sattel geholt hatte. Er hockte mit schmerzverzerrtem Gesicht am Boden und presste seine rechte Hand immer wieder auf jene Stelle am Kopf, wo sich inzwischen eine taubeneigroße Schwellung gebildet hatte. »Sehen Sie sich doch bloß mal diese Gegend hier an! Hier ist alles bis zu den Wurzeln abgefressen. Die Grasnarbe ist zertrampelt und aus der einzigen Wasserstelle auf zwanzig Meilen in der Runde kann in den nächsten Jahren kein Longhorn mehr trinken. Das

Land ist für uns Rinderleute auf lange Zeit hin nutzlos geworden!«

Crown schüttelte den Kopf. »Sorry, aber diese Argumente kann ich nicht gelten lassen. Diese Gegend sowie der ganze Weg zum Oberlauf des Flusses hinauf ist nämlich Regierungsland, und da laut unserer Verfassung alle Menschen gleich sind, kann hier jeder entlangziehen, wenn er nicht gegen irgendwelche Gesetze verstößt. Schafe treiben verstößt meines Wissens nach gegen kein Gesetz, diese Menschen mit Gewalt daran zu hindern, ihre Tiere über eine freie Weide zu treiben, aber schon. Deshalb ist das, was ihr geplant habt, ungesetzlich. Geht das soweit in eure Köpfe hinein oder muss ich euch erst einbuchten?«

Die Weidereiter begannen nach Crowns Worten untereinander zu tuscheln und zogen kurz darauf ihre Pferde herum. Sie waren kaum außer Sichtweite, als Sloan Henderson an den Marshal herantrat und ihm seine Rechte entgegenstreckte. »Danke Marshal, Sie sind gerade noch rechtzeitig gekommen.«

Crown tippte sich mit dem Zeigefinger gegen die Hutkrempe. »Ich weiß, Mister Henderson, und jetzt sollten Sie zusehen, dass Sie zum Oberlauf kommen. Ach ja, und sagen Sie ihren Navajo, dass sie das nächste Mal ihre Messer zu Hause lassen sollen, wenn sie wieder einen Saloon betreten, sonst lernen sie unser Jail von innen kennen.«

Henderson lächelte, aber es wirkte gequält. Dann wandte er sich ab und trieb seine Männer zur Eile an.

Nachdem schließlich alle Menschen und Tiere aus seinem Blickfeld verschwunden waren, machte sich Crown nachdenklich auf den Weg zurück in die Stadt. Ihm war klar, dass trotz seines Eingreifens der Konflikt noch lange nicht

beigelegt war. Aber er hatte wenigstens für heute ein Blutvergießen verhindern können. Vielleicht machten sich die Männer ja ein paar Gedanken über diese Sache. Selbst wenn es nur ein oder zwei tun würden, hätte sich sein Ritt hierher gelohnt.

Crown ahnte zu diesem Zeitpunkt nicht, dass der Verdross nun erst so richtig beginnen sollte.

\*\*\*

Henry Mason, der Büchsenmacher von Rath City, betrat das Büro des Town Marshals kurz nach dem Mittag.

Der Himmel hing voller Schnee und der Novemberwind strich eisig um die Häuser. Auf den Straßen war kaum ein Reiter zu sehen, nur hin und wieder rumpelte ein Farmwagen mit einer dick verummten Gestalt auf dem Kutschbock über die Mainstreet. Frauen mit Einkaufskörben hasteten über die Stepwalks und irgendwo kläffte ein Hund.

Mason nahm den Hut ab und stieß die Tür hinter sich mit dem Stiefelabsatz ins Schloss. Während er sich fröstelnd den Mantel aufknöpfte, hefteten sich seine Blicke auf Jim, der hinter seinem Schreibtisch saß und die neuesten Steckbriefe durchsah, die mit der Mittagskutsche gekommen waren.

Sein Gesicht verdüsterte sich zusehends, je näher er dem Schreibtisch kam.

»Hallo Jim.«

Crown schaute von den Steckbriefen auf und nickte Mason lächelnd entgegen. »Hallo!«

Er wollte sich gerade wieder den Fahndungsplakaten zuwenden, als ihn der ernste Gesichtsausdruck seines Freun-

des verharren ließ.

»Was ist los?«

»Vorhin ist ein Mann in die Stadt gekommen.«

»Und?«

Crown lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Sein Name ist Suggett, George Suggett.«

»Kenne ich nicht.«

Mason verzog das Gesicht, als hätte er Zahnschmerzen.  
»Solltest du aber. Der Kerl hat einen denkbar schlechten Ruf, vor allem in Arkansas, Louisiana und Alabama. Er war dort bis zum Kriegsende Sklavenjäger, jetzt ist er Gunman, aber einer von der ganz üblen Sorte. Der erschießt dich, wenn es sein muss, für einen Drink.«

»Kann sein, aber hier in Texas liegt nichts gegen ihn vor, also sind mir die Hände gebunden.«

»Mann Gottes, Jim«, sagte Mason fast beschwörend.  
»Hier läuft im Moment wegen der Schafe alles auf eine Auseinandersetzung zwischen Henderson und den anderen Ranchern hinaus und Suggett ist dafür bekannt, dass er gegen das entsprechende Kleingeld die Widersacher seines Auftraggebers kurz und schmerzlos aus dem Weg räumt!«

»Woher kennst du diesen Kerl?«

Masons Gesicht war nicht anzusehen, was er dachte, während er antwortete.

»Du weißt doch, in welchen Kreisen ich mich früher bewegte. Dort kennt man sich eben.«

Crown starrte den Büchsenmacher einen Moment lang schweigend an. Natürlich wusste er von Masons Vergangenheit. Der unscheinbare Mann war in seinen wilden Jahren ein berühmter Revolverheld gewesen. Er war einer der schnellsten Schützen, die Crown bisher kennengelernt

hatte, aber das und der Grund, warum er seine Colts an den Nagel gehängt hatte, blieb ein Geheimnis zwischen ihnen. Nicht einmal Linda wusste davon.

»Was schlägst du vor, soll ich mit ihm machen?«

»Mach ihm deutlich, dass ihn das Gesetz im Auge hat, solange er hier in der Stadt ist. Suggett hat es nicht so gerne, wenn er weiß, dass man ihn beobachtet.«

Crown erhob sich. »Okay, dann sehe ich mir den Kerl einmal an.«

Mason deutete auf das Waffenregal an der Wand, in dem außer drei Gewehren auch eine Shotgun stand, von der er wusste, dass sie mit Indianerschrot geladen wurde.

»Wenn ich dir einen Rat geben darf, nimm die Schrotflinte mit. Nur mit deinem Colt wirst du Suggett kaum beeindrucken.«

Crown wusste, worauf sein Freund hinaus wollte.

»Ist er so schnell?«

»Wahrscheinlich sogar schneller als ich.«

Jim schluckte. Er hatte Mason schon mehr als einmal in Aktion gesehen und er hatte geglaubt, dass es außer ihm und John Wesley Hardin keine schnelleren Schützen in ganz Texas gab, wenigstens bis zu diesem Zeitpunkt.

\*\*\*

Die Freunde fanden Suggett in der Trinkhalle von Calvin Dunlap.

Die Schnapsbude war das erbärmlichste Lokal von ganz Rath City, ein einziges halbdunkles, stinkendes Loch. Ein Holzbrett, das man über zwei Fässer gelegt hatte, war die Theke, ein halb blinder Spiegel, ein paar Indianerdecken

voller Mottenlöcher an der Wand und vier Tische samt einem Dutzend einfacher Lehnstühle die Einrichtung, wenn man von dem windschiefen Regal hinter der Theke absah, in dem unzählige Flaschen mit bunten Etiketten und ebenso viele Gläser standen.

Licht spendeten lediglich drei Kerosinlampen, bei denen von zweien der Glaszylinder zerbrochen war. In dem ganzen Raum stank es dermaßen nach billigem Schnaps, kaltem Rauch und ungewaschenen Körpern, dass es Crown schier den Magen umdrehte.

An einem der Tische, fast im hintersten dunkelsten Winkel des Raumes, saß der Grund für Crowns Besuch.

Ein Blick genügte dem Marshal, um zu wissen, warum sich Suggett ausgerechnet hier niedergelassen hatte. Er sah genauso verkommen und verdreht aus wie das Lokal. Er hatte einen halb vollen Teller vor sich stehen und schaufelte irgendeine gelbrote Pampe in sich hinein, die geradezu ekelhaft nach angebrannten Kartoffeln, Mais und Karotten roch.

Crown ging auf ihn zu. »Suggett?«

Der ungepflegte Mann legte seinen Löffel zur Seite. »Wer will das wissen?« Er warf einen kurzen Blick auf den sechszackigen Marshal-Stern an Crowns Jacke und wollte gerade seine Rechte auf den Colt legen, als sein Blick an der Schrotflinte hängen blieb.

»Mein Name ist Crown, ich bin der Town Marshal von Rath City«, sagte Jim.

Suggett bleckte die Zähne. »Schön für Sie. Was wollen Sie?«

»Nun, Sie besitzen in gewissen Gegenden nicht gerade den besten Ruf.«

»Kann sein, aber soviel ich weiß, liegt in Texas nichts gegen mich vor.«

Crown zog die Lippen zurück, bis er dem Revolvermann seinerseits die Zähne zeigte.

»Das ist richtig. Damit das auch so bleibt, wollte ich Ihnen nur mitteilen, dass ich ein Auge auf Sie habe, solange Sie in meiner Stadt sind.«

Suggett richtete sich langsam auf. »Soll das heißen, Sie schnüffeln mir hier auf Schritt und Tritt nach?« Seine Stimme klang ziemlich ungehalten.

»Das haben Sie gesagt! Ich wollte Ihnen lediglich mitteilen, dass ich Sie im Auge behalte.«

»Dann teile ich Ihnen mit, dass ich es nicht gerne habe, wenn jemand hinter meinem Rücken hinter mir her schleicht. Ich kann da sehr nervös werden, vor allem mein Zeigefinger, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Ich weiß sehr gut, was Sie meinen, denn wissen Sie, mir geht es da genauso.« Ruckartig nahm der Marshal die Schrotflinte hoch. »Meine Finger zucken ab und zu auch ganz nervös. Muss wohl ein altes Kriegsleiden sein. In diesem Sinne also noch einen schönen Tag, Mister Suggett!«

Bevor der Revolvermann zu einer Erwiderung ansetzen konnte, hatten sich Mason und Crown umgedreht und das Lokal verlassen.

»Mein Gott, was für ein Arschloch«, sagte Jim, als sie danach in sein Büro zurückgingen.

\*\*\*

Die beiden Cowboys arbeiteten sich vorsichtig auf den abgestorbenen Strunk des Palo Verde-Baumes zu, der in un-

mittelbarer Nähe der Frachtstraße nach Fort Elliott auf der Seite lag. Der Strunk sowie einige winterharte Sträucher und etwas Grammagras waren alles, was die ersten Winterstürme an Vegetation übrig gelassen hatten.

Deshalb nutzten die Männer jede noch so kümmerliche Deckung aus, um sich unerkant neben dem Überlandtrail zu verstecken. Als sie ihre Positionen eingenommen hatten, war es später Nachmittag. Nachdem die letzten beiden Versuche, Dog Sloan daran zu hindern, in diesem Land eine Schafherde zu etablieren, entweder an den Gewehren der Navajos oder an Marshal Crowns Erscheinen gescheitert waren, wollten sie es diesmal besser machen.

Daran, dass es tatsächlich besser wurde, zweifelte niemand aus der Mannschaft.

Ihr Rancher hatte den Vormann, der trotz aller Härte streng nach den Regeln des Ehrenkodexes handelte, von seinen Aufgaben entbunden und stattdessen einen Revolvermann zu ihrem neuen Anführer bestimmt. Den Cowboys war bereits nach den ersten Worten des Mannes klar, dass ab sofort ein anderer Wind über das Land am Red River wehte.

Stumm überprüften sie noch einmal ihre Waffen.

Plötzlich erklang das Stampfen zahlloser Hufe. Die Haltung der Männer versteifte sich, indessen die Geräusche rasch näher kamen.

Der Ältere der beiden Cowboys spannte die Muskeln ein wenig an und legte den Finger um den Abzug seines Gewehres. Der andere, ein untersetzter, ziemlich beleibter Bursche mit einem Mondgesicht, wischte sich mit seinen Wurstfingern nervös den Schweiß von der Stirn.

Einen Atemzug später tauchte vor ihnen ein großer dunk-

ler Schatten aus einer Bodenwelle der Frachtstraße auf.

Der wuchtige Hörnerschädel eines Schafsbocks wirkte im fahlen Licht der hereinbrechenden Dämmerung riesig. Dann verschwand der Schädel wieder, um einen Moment später erneut aus der Bodenwelle aufzutauchen. Der ältere Cowboy spannte vorsichtig den flachen Hammer seiner Winchester und ließ den Lauf seines Gewehres in Richtung des Schafbocks gleiten. Sein Zeigefinger legte sich um den Abzug, als hinter dem Tier immer mehr Schafe auf dem Überlandtrail zu sehen waren. Zu beiden Seiten der Herde tauchten in einer Entfernung von etwa zehn Schritten die Navajoschäfer auf. Dog Sloan Henderson bildete mit einem grauhaarigen Indianer und dessen Hund den Schluss des Zuges.

Die beiden Cowboys warteten mit angehaltenem Atem, bis die Schafe und die Navajo an ihrem Versteck vorbeigezogen waren.

Dann wurde irgendwo in den Felsen vor ihnen ein Gewehr repetiert und das blasser Gesicht eines Mannes tauchte in der Dämmerung auf.

»Fahrt zur Hölle, ihr stinkenden Schafe! Euer Weg ist hier zu Ende!«

Zugleich fiel ein Schuss.

Der Cowboy hörte noch, wie die Kugel in den Leib des Schafbocks einschlug und das große Tier zu Boden schleuderte, dann brach die Hölle los.

Überall zuckten Mündungsfeuer durch das Halbdunkel und in das Krachen der Schüsse mischte sich das erschreckte Blöken der Schafe.

Eine Sekunde später geriet die ganze Herde in Panik.

»Das gefällt mir nicht«, sagte Marshal Crown. »Das gefällt mir ganz und gar nicht!«

»Was meinst du damit?«

Der Marshal bedachte seinen Deputy mit einem nachdenklichen Blick. »Merkst du nicht, wie gereizt hier alle in der Stadt sind? Ich komme mir vor, als würde ich auf einem Pulverfass sitzen, das jeden Moment explodiert. Hoffentlich ist Henderson bald mit seiner Herde am Oberlauf des Red Rivers und damit aus den Augen der Leute.«

Bevor Smoky darauf etwas erwidern konnte, wurden draußen auf der Straße Stimmen laut.

Verwundert starrten sich die beiden Männer eine Sekunde lang fragend an, um dann in der nächsten das Büro zu verlassen.

Von Osten her kam ein klappriger Wagen in die Stadt. Eine Art Carreta, ein zweirädriger mexikanischer Wagen, dessen Räder aus massivem Holz bestanden und mit dem hauptsächlich Mexikaner und Indianer Lasten transportierten. Neben dem von einem Esel gezogenen Gefährt lief ein älterer Navajo, der sich wegen der Kälte bis zu den Augen in eine bunt gewebte Decke eingewickelt hatte.

Crown kniff die Augen zusammen.

Der Indianer war Haskeh, jener Navajo, der vor Tagen im Golden Palace Saloon angedeutet hatte, dass er sich keinesfalls von den Weißen alles gefallen ließ.

Offensichtlich war er der Grund des Stimmengewirrs, denn je näher er mit dem Karrenwagen kam, umso größer wurde die Schar der Neugierigen, die ihn umringten und aufgeregt durcheinanderredeten.

Haskeh lenkte den Wagen direkt vor das Marshal Office, wo ihn Jim Crown und Smoky bereits ungeduldig erwarteten. Inzwischen war auch Henry Mason aus seinem Laden gekommen. Sein Blick verhieß dabei nichts Gutes.

Inzwischen war Haskeh zur Seite getreten und die Menschentraube, die ihn umringt hatte, machte ihm ehrfurchtsvoll Platz. Jetzt konnte Crown endlich auch den Grund für die ganze Aufregung erkennen, die der Navajo verursacht hatte.

Normalerweise war eine Carreta ein Wagen, auf dem man Stroh oder Ware zum Markt brachte. Dieser Wagen jedoch beförderte eine ganz andere Last. Unter einer über die Ladefläche ausgebreiteten Pferdedecke lugten die Beine zweier Männer hervor. Als der Navajo die Decke zurückstreifte, starrte Crown in die verzerrten Gesichter zweier toter Indianer.

»Was ist passiert?«

»Cowboys! Sie haben uns aufgelauert.«

In diesem Moment kam Hufschlag auf. Mehrere Reiter kamen aus einer Seitengasse.

»Hast du jemanden erkannt?«, wollte Crown wissen.

Haskeh senkte betroffen den Kopf und sah erst wieder hoch, als der Hufschlag aus der Seitengasse immer lauter wurde. Sein Blick ging zur Seite und plötzlich riss er jäh seine Augen auf.

»Aie!«, keuchte er und zeigte mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die vier Reiter, die scheinbar teilnahmslos an ihnen vorbeiritten. »Das sind die Männer!«

Crown war nicht überrascht, als er in dem vordersten der Männer George Suggett erkannte.

Seine Rechte klatschte auf den Griff seines Navys, wäh-

rend seine Stimme wie Donnerrollen über die Straße hallte.

»Suggett!«

Der Revolvermann zügelte sein Pferd und drehte sich gelangweilt um. »Was gibt's, Sternschlepper?«

Der Marshal zeigte anklagend auf die beiden Toten und dann auf Haskeh. »Dieser Mann behauptet, dass Sie und Ihre Begleiter diese Männer erschossen haben!«

Suggett lachte meckernd. »Die Leute behaupten viel, wenn der Tag lang ist.« Dann starrte er Beifall heischend in die Runde. »Haben Sie außer dem Navajo noch andere Zeugen? Und überhaupt, seit wann schenkt der Marshal einer Rinderstadt den Aussagen eines indianischen Schafhirten mehr Glauben als den Worten eines ehrbaren Weißen?«

Wut kam in Crown hoch, als er zu Suggetts Worten zustimmendes Gemurmel vernahm.

»Zunächst einmal glaube ich den Worten eines jeden Mannes, egal, welcher Herkunft oder Hautfarbe er ist. Da Sie anscheinend in diesem Punkt anderer Meinung sind, ist es wohl das Beste, wir warten, bis Mister Henderson hier eintrifft. Oder wollen Sie die Aussagen eines Rinderzüchters, dessen Sohn hier geboren ist, etwa auch anzweifeln?«

»Was soll das, Marshal? Was wollen Sie von mir?«

»Sie verhaften, und zwar wegen des heimtückischen Mordes an zwei Navajo.«

Suggett zuckte im Sattel zusammen. »Fahr zur Hölle, Crown!«

»Nein, Jim!«, schrie Mason und lief, so schnell er konnte, über die Straße.

Aber es war zu spät.

Sein Freund war bereit, hier und jetzt Klarheit zu schaf-

fen.

Crown stellte sich.

Er war schnell, so schnell wie noch nie in seinem Leben zuvor. Seine Kugel traf den Revolvermann in die Schulter und ließ ihn im Sattel wanken. Aber Suggett war eben jene entscheidende Sekunde schneller, auf die es ankam.

Crown spürte einen Schlag gegen die Brust.

Dann hörte er Mason schreien, zwei Schüsse krachen und dann war nichts mehr.

\*\*\*

Irgendwann am Abend des nächsten Tages erreichte George Suggett die Hügelkuppe, hinter der sich die Gebäude der Swinging Diamond Ranch befanden.

Er war unterwegs mehrmals bewusstlos geworden, doch er erwachte immer wieder gerade noch rechtzeitig, um nicht vom Pferd zu fallen.

Er hatte das Gefühl, obwohl er genau wusste, dass es völliger Quatsch war, dass sich sein Körper während des langen Ritts an die Schusswunden gewöhnt hatte.

Jedenfalls war seine Benommenheit mit jeder Meile mehr von ihm gewichen und auch die Schleier vor seinen Augen waren jetzt verschwunden.

Schwerfällig richtete er sich im Sattel auf, nachdem sein Pferd auf der Hügelkuppe schnaubend zum Stehen gekommen war.

Er hatte Schmerzen am ganzen Körper. Gleichzeitig war er aber auch wütend. Wütend auf Haggard, der ihm verheimlicht hatte, dass Mason ein Freund von diesem Town Marshal war.

Wenn er das früher gewusst hätte, wäre vielleicht so einiges anders gelaufen. Vielleicht! Aber dazu war es nun zu spät. Jetzt ging es nur noch um Schadensbegrenzung.

Crown hatte ihn in die Schulter getroffen, Mason in die Brust. Der verdammte Kerl war immer noch schneller als er. Er konnte nur entkommen, weil er mit dem Pferd aus der Stadt ritt, während sich Mason um seinen Freund, den Town Marshal, kümmerte.

Haggard musste ihm helfen, oder – bei Gott – er würde mit ihm ins Gras beißen.

Mit einem Zungenschnalzen setzte er sein Pferd wieder in Bewegung. Gleichzeitig richtete er sich in den Steigbügeln auf, um die stoßenden Huftritte und das andauernde Auf und Ab im Sattel besser abfangen zu können.

Auf dem Ranchhof angekommen glitt er vorsichtig vom Rücken seines Pferdes und schlang die Zügel um den Querholm vor dem Haupthaus. In dem Moment, in dem er sich umdrehte, um zum Haus zu laufen, trat ein Mann aus dem Dunkel eines der Stallgebäude. Im Mondlicht erkannte Suggett, dass es Matt Brown, der Vormann der Swinging Diamond war.

Suggett fluchte leise und ging weiter.

Er wartete nicht auf Brown, obwohl dieser scheinbar das gleiche Ziel wie er hatte. Er konnte den Vormann nämlich nicht besonders leiden, aber das beruhte auf Gegenseitigkeit. Brown hatte ihn bisher bei jedem ihrer Zusammenkünfte deutlich spüren lassen, dass er ihn gleichwohl ebenfalls nicht besonders mochte. Aber damit konnte er leben, schließlich war Haggard sein Boss und nicht er.

Er setzte gerade den ersten Fuß auf die Veranda, als Amos Haggard aus dem Haus kam.

Der Rancher zuckte zusammen, als hätte er sich verbrannt.

»Bist du verrückt geworden? Was glaubst du wohl, was passiert, wenn uns hier jemand sieht? Was willst du?«

»Geld«, sagte Suggett.

Der Rancher verzog das Gesicht. »Vergiss es, du hast deinen Anteil bekommen! Den Rest gibt es erst, wenn Henderson erledigt ist. Und jetzt schleich dich!« Dabei wedelte Haggard in einer Art mit der Hand, als wollte er ein lästiges Insekt verscheuchen.

Suggett ließ seine Linke vorschellen und schlug dem Rancher mit der flachen Hand vor die Brust. Obwohl der Stoß nicht besonders kräftig war, taumelte Haggard überrascht zurück.

»Du Scheißker!«, zischte der Revolvermann. »Warum hast du mir nicht gesagt, dass Henry Mason in dieser Stadt wohnt?«

»Mason?«, fragte Haggard und riss ungläubig die Augen auf. »Seit wann interessiert dich denn ein Büchsenmacher?«

»Büchsenmacher? Du Idiot! Das ist Two Gun Mason, einer der schnellsten Zwihandschützen, die ich kenne! Er und der saubere Marshal haben mir zwei Löcher in den Pelz gebrannt, die sich wahrscheinlich entzünden, wenn ich sie nicht behandeln lasse. Also her mit dem Geld, ich muss eine Zeit lang untertauchen!«

»Das ist nicht mein Problem!«

Suggett zuckte zusammen, langsam wurde er ungehalten. Außerdem brannte ihm die Zeit unter den Nägeln. Er musste nicht nur diesen Marshal und Mason von seiner Fährte bringen, er musste sich auch behandeln lassen, sonst riskierte er womöglich noch einen Wundbrand.

»Du verdammter Kuhhirte, du wirst mir jetzt das Geld geben oder ich erzähle dem nächsten Sternschlepper, der mir über den Weg läuft, warum du mich angeheuert hast!«

»Das werden Sie nicht tun, Mister!«, sagte eine kalte Stimme von der Veranda her. »Oder ich Sorge dafür, dass Sie gleich überhaupt nichts mehr erzählen, weil Tote in der Regel nicht mehr reden!«

Haggard grunzte zufrieden und zog aus seiner Hosentasche einen doppelläufigen Derringer.

»Du hast gehört, was mein Vormann gesagt hat! Also schleich dich, oder wir legen dich um.«

Einen Moment lang hatte es den Anschein, als würde Suggett resignieren. Er senkte den Kopf und stöhnte.

Aber nur für einen Moment.

Dann reagierte er mit der Wildheit einer in die Enge getriebenen Kreatur, die wusste, dass sie nichts mehr zu verlieren hatte. Er feuerte aus der Hüfte heraus und traf den Rancher in den Bauch. Haggard wurde im Flur gegen die Wand gestoßen, strauchelte aber und fing sich wieder. Rasende Schmerzen durchjagten seinen Körper und vor seinen Augen tanzten feurige Kreise. Er dämmerte bereits am Rande der Bewusstlosigkeit, aber er bekam dennoch mit, wie Suggett herumwirbelte und auch seinen Vormann von den Beinen schoss.

Mit einer letzten Kraftanstrengung zog Haggard den Abzug seines Derringers durch. Die Schussdetonationen der kleinen doppelläufigen Waffe hallten wie Kanonendonner durch den Hausflur. Mit Genugtuung sah Haggard zu, wie der Revolvermann zur Seite torkelte und sekundenlang schmerzverkrümmt stehen blieb.

Dann krachte ein weiterer Schuss und Suggett wurde

nach hinten gestoßen, fiel auf den Rücken und streckte Arme und Beine von sich.

Er hörte die Stimme von Brown. »Ich habe ihn getroffen, Mister Haggard. Ich habe das Schwein getroffen!«

Was er noch sagte, sollte der Rancher nie erfahren. Während er langsam mit dem Rücken die Wand hinunterrutschte, erlosch sein Leben wie eine Kerze im Novemberwind.

Als die ersten Cowboys der Swinging Diamond Ranch vom Bunkhouse herüber gelaufen kamen, waren drei Tote alles, was sie noch vorfinden sollten.

Haggards Plan, die Schafe aus dem Land zu halten, hatte sich im Bleihagel dreier Revolver aufgelöst.

\*\*\*

Als die Cowboys der Swinging Diamond Ranch mit den drei Toten, die sie auf einen Heuwagen gelegt hatten, in die Stadt kamen, stand Linda Wentfort an Jims Bett und betrachtete ihn und Doc Murphy, der soeben seine Untersuchungen abgeschlossen hatte.

»Er schafft es«, sagte der Arzt und nickte Linda wohlwollend zu. »Jim hat die Konstitution eines Büffels und das Glück von tausend Männern. Wenn ihn Suggetts Kugel nur einen Fingerbreit tiefer getroffen hätte, würde er jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilen. So aber hat die Kugel genau sein Abzeichen getroffen und ihn von den Beinen geholt. Ein Hoch auf die Idee von unserem Bürgermeister, den Stern des City Marshals aus Sterlingsilber herzustellen. Ein normaler Blechstern wäre Jims Tod gewesen. Er wird zwar noch eine Zeit lang blaue Flecken auf seiner Brust be-

wundern können, aber ich denke, noch eine Woche Ruhe und dann kann man ihn wieder auf die Menschheit loslassen.«

»Das geht nicht«, protestierte Jim schwach. »Was wird so lange aus der Stadt?«

»Das ist mir egal«, sagte Linda, die sich zu ihm aufs Bett gesetzt hatte und ihm mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn wischte. »Wichtig ist nur, dass du wieder gesund wirst. Das mit der Stadt regeln deine Freunde. Smoky, Henry und Jonny Dixon haben bereits so eine Art Dienstplan ausgearbeitet, wer wann Kontrollgänge und den Papierkram übernimmt. Also mach dir keine Sorgen.«

Crown lächelte schwach. »Das mache ich mir auch nicht. Ein Mann, der dich und solche Freunde an seiner Seite weiß, der hat keine Sorgen.«

ENDE